

Dennis Reineck

# Die soziale Konstruktion journalistischer Qualität

Fachdiskurs, Theorie und Empirie

HW

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dennis Reineck

*Die soziale Konstruktion journalistischer Qualität.  
Fachdiskurs, Theorie und Empirie*  
Forschungsfeld Kommunikation, Band 38  
Köln: Halem, 2018

Dissertation Universität Hamburg, 2016

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme (inkl. Online-Netzwerken) gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2018 by Herbert von Halem Verlag, Köln

ISBN (Print): 978-3-7445-1923-6

ISBN (PDF): 978-3-7445-1924-3

Den Herbert von Halem Verlag erreichen Sie auch im Internet unter <http://www.halem-verlag.de>  
E-Mail: [info@halem-verlag.de](mailto:info@halem-verlag.de)

SATZ: Herbert von Halem Verlag

LEKTORAT: Julian Pitten

DRUCK: docupoint GmbH, Magdeburg

GESTALTUNG: Claudia Ott Grafischer Entwurf, Düsseldorf

Copyright Lexicon ©1992 by The Enschedé Font Foundry.

Lexicon® is a Registered Trademark of The Enschedé Font Foundry.

FORSCHUNGSFELD KOMMUNIKATION

Dennis Reineck

# Die soziale Konstruktion journalistischer Qualität

Fachdiskurs, Theorie und Empirie

HERBERT VON HALEM VERLAG

## *Forschungsfeld Kommunikation*

Seit mehr als zwei Jahrzehnten (bis Ende 2016 bei UVK) erscheinen in der Buchreihe *Forschungsfeld Kommunikation* wichtige Monografien der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft. Als thematisch offenes Forum gibt die renommierte Reihe Impulse für die Weiterentwicklung des Faches und Anregungen für die Diskussion zentraler Fragen. Viele der über 30 Bände sind Standardwerke geworden, die nicht nur im engen Kreis der Spezialisten auf reges Interesse gestoßen sind, sondern ein breites Publikum in Wissenschaft und Gesellschaft gefunden haben.

Auch in Zukunft will die Reihe diesem Anspruch gerecht werden: Der gegenwärtige Wandel von Kommunikation, Medien und Öffentlichkeit verändert auch die Kommunikationswissenschaft. Diesen Wandel wird die Reihe mit fundierten Analysen begleiten. Sie ist der Publikationsort für Ergebnisse empirischer Forschungsprojekte und theoretischer Entwürfe, ebenso wie für herausragende Dissertationen und Habilitationsschriften.

Die Reihe wurde 1992 von Walter Hömberg (Eichstätt), Heinz Pürer (München) und Ulrich Saxer (Zürich) gegründet und wird derzeit von Christoph Neuberger (München), Jörg Matthes (Wien) und Manuel Puppis (Fribourg) herausgegeben. Zwischenzeitlich waren auch Roger Blum (Bern) und der 2014 verstorbene Hannes Haas (Wien) Mitherausgeber der Reihe.

## Danksagung

Sich mit einer Materie so intensiv zu beschäftigen, wie es mir diese letzten Jahre mit dem Thema journalistische Qualität vergönnt war, ist ein seltenes Privileg in dieser schnelllebigen, an zweckrationaler Effizienz orientierten Zeit. Zugleich ist mir bewusst, dass damit vielfältige Zumutungen verbunden waren für alle Menschen, die mir wichtig sind. Deshalb gilt mein erster und ganz besonderer Dank meiner Frau Christina, die viel Langmut und Geduld bewiesen hat und mich bis zuletzt vorbehaltlos bei der Fertigstellung dieser Arbeit unterstützt hat. Sie war gewissermaßen die beste Hebamme, die ich mir hätte vorstellen können.

Mein Dank gilt aber auch allen anderen im beruflichen und privaten Umfeld, die es mir ermöglicht haben, die Reise hin zu diesem Ziel schadlos zu überstehen. Im beruflichen Kontext gilt mein besonderer Dank Prof. Dr. Volker Lilienthal und Prof. Dr. Klaus Beck, die mir den Einstieg in die Wissenschaft ermöglichten und mich bei dieser Arbeit in vielfältiger Weise unterstützten, mit konstruktiven Gesprächen, Beratungen und Colloquien, die mich stets weiterbrachten. Besonders dankbar bin ich Prof. Lilienthal dafür, dass er mir so viel Freiraum gegeben hat, neue und andere Wege zu gehen. Ich danke auch meiner Kollegin Natascha Buhl und meinen Kollegen Thomas Schnedler und Florian Hohmann für die guten Gespräche und fürs Korrekturlesen. Zudem möchte ich Saskia Brauer, Andrea Skotovic und Helene Debertin für ihre Unterstützung danken. Nicht zuletzt sei den verschiedenen Institutionen und Bildungsträgern gedankt, die mir die vielfältigen und eindrucklichen Gespräche mit jungen Erwachsenen ermöglichten. Konkret gilt mein Dank der Universität Ulm, der Freien Universität Berlin, der Fachoberschule Neu-Ulm, der Akademie für Internationale Bildung GmbH mit Sitz in Berlin, der Ferdinand-von-Steinbeis-Schule Ulm, der wbs Training AG in Berlin, der mobilen Jugendhilfe Böfingen und der Pappel 74 Werkschule e.V. aus Berlin.

Und schließlich sei noch ein privater Dank an Elisabeth und Walter Heldwein, Renate und Manfred Reineck und Caroline Wood ausgesprochen, die uns insbesondere in den letzten Monaten dabei unterstützt haben, dass dieses ›Baby‹ das Licht der Welt erblicken konnte.

Dennis Reineck,  
im Herbst 2017

# Inhalt

1.	EINLEITUNG	15
2.	DIE WISSENSCHAFTLICHE KONSTRUKTION JOURNALISTISCHER QUALITÄT – EIN HISTORISCH-SYSTEMATISCHER ÜBERBLICK	23
2.1	Zeitungswissenschaftliche Vorläufer	27
2.2	Mainzer Schule und Münchner Schule	36
2.2.1	Mainzer Schule	37
2.2.2	Münchner Schule	42
2.3	Funktionalismus und Systemtheorie	47
2.3.1	Funktionale Publizistik	47
2.3.2	Systemtheorie	49
2.3.2.1	<i>Frühe systemtheoretische Ansätze</i>	49
2.3.2.2	<i>Spätere systemtheoretische Ansätze</i>	55
2.3.2.3	<i>Systemtheoretische Weiterentwicklungen: Strukturierung und Akteur-Struktur-Dynamiken</i>	66
2.4	Emanzipatorische Ansätze	72
2.4.1	Kritische Theorie	73
2.4.2	(Neo-)Marxistische Ansätze	78
2.4.3	Die Theorie kommunikativen Handelns	82
2.4.4	Cultural Studies	87
2.4.5	Journalismus als soziales Feld	91
2.5	Normativ-dekompositorische Ansätze	97
2.6	Zusammenfassung	107

3.	SOZIALE KONSTRUKTION DES JOURNALISMUS UND DER JOURNALISTISCHEN QUALITÄT – EIN WISSENSSOZIOLOGISCHER ENTWURF	115
3.1	Wissenssoziologische Prämissen	115
3.2	Journalismus in der Wissensgesellschaft	121
3.2.1	Zeitdiagnose Wissensgesellschaft	122
3.2.2	Massenmedien und Journalismus als Wissensinstitutionen	127
3.2.2.1	<i>Journalismus im Kanon der Wissensinstitutionen</i>	134
3.2.2.2	<i>Journalisten als Wissensexperten und journalistisches Publikum als Wissensklientel</i>	138
3.2.2.3	<i>Die Grenzen der Wissensinstitution Journalismus</i>	148
3.3	Die journalistische Konstruktion von Wirklichkeit	157
3.3.1	Massenmedien und Journalismus als Wirklichkeitskonstruktionen	157
3.3.2	Journalismus im Kontext medialer Wirklichkeitskonstruktionen	162
3.3.3	Journalismustypen als Bausteine der Wirklichkeitskonstruktion und als Wissensangebote	167
3.3.4	Milieus und Lebensstile als Einflussfaktoren auf die Nutzung journalistischer Wirklichkeitskonstruktionen	179
3.4	Journalistische Qualität – sozialkonstruktivistisch betrachtet	188
3.4.1	Journalistische Qualität als soziale Zuschreibung	188
3.4.2	Journalistische Qualität in der Wissensgesellschaft	195
3.4.3	Instrumentelle und normative Qualität	199
3.4.4	Das dekompositorische und das prototypische Qualitätsverständnis	210
3.5	Zusammenfassung	218

4.	EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG ZUR SOZIALEN KONSTRUKTION JOURNALISTISCHER QUALITÄT UNTER JUNGEN ERWACHSENEN	223
4.1	Forschungsstand	224
4.1.1	Mediennutzung junger Erwachsener	225
4.1.2	Qualitätsurteile junger Erwachsener	228
4.2	Forschungsfragen und -annahmen	230
4.3	Forschungsdesign und Methoden	235
4.3.1	Gruppendiskussion	238
4.3.2	Quantitative Befragung	244
4.3.3	Qualitative Inhaltsanalyse und quantitative Auswertung	246
4.3.4	Triangulation der Ergebnisse	252
4.4	Stichprobe	254
4.5	Pretests	256
4.6	Ergebnisse	257
4.6.1	Themeninteressen und journalistische Qualität	258
4.6.2	(Digitale) Mediennutzung und journalistische Qualität	271
4.6.2.1	<i>Mediennutzung und -bewertung von Online-Journalismus</i>	276
4.6.2.2	<i>Nutzung und Bewertung von Facebook als Informationsquelle</i>	280
4.6.2.3	<i>Nutzung und Bewertung von Mobilfunk-Apps als Informationsquellen</i>	283
4.6.2.4	<i>Übertragung online-journalistischer Maßstäbe auf Zeitungsjournalismus</i>	285
4.6.3	Journalismusdefinition und journalistische Qualität	291
4.6.4	Instrumentelle und normative Qualitätserwartungen	302
4.6.4.1	<i>Diskrepanzen zwischen instrumentellen und normativen Qualitätserwartungen an Fernsehjournalismus</i>	307
4.6.4.2	<i>Legitimationsstrategien bei Diskrepanzen zwischen instrumentellen Wünschen und Normen</i>	313

4.6.5	Dekompositorische Qualitätsdimensionen in Medienrepertoires	317
4.6.5.1	<i>Dekompositorische Qualitätsdimensionen im Online-Journalismus</i>	320
4.6.5.2	<i>Dekompositorische Qualitätsdimensionen im Fernsehjournalismus</i>	322
4.6.6	Mediengattungen und normative Qualitätsprototypen	325
4.6.6.1	<i>Normative Qualitätsprototypen im Presse- und Online-Journalismus</i>	327
4.6.6.2	<i>Normative Qualitätsprototypen im Fernseh- und Online-Journalismus</i>	338
4.7	Zusammenfassung	350
5.	FAZIT UND AUSBLICK	361
5.1	Soziale Konstruktion journalistischer Qualität: Eine Synthese	361
5.2	Schlussfolgerungen für den Journalismus	367
5.3	Schlussfolgerungen für Medienunternehmen und -organisationen	369
5.4	Schlussfolgerungen für die Medienpolitik	370
5.5	Ausblick: Forschungsdesiderate für künftige Qualitätsforschung	373
	LITERATUR	375
	ANHANG	440

## Abbildungsverzeichnis

Abb. 1	Modell instrumenteller und normativer Qualitätserwartungen im Journalismus	208
Abb. 2	Dekompositorische Aufspaltung des Qualitätskriteriums Professionalität	211
Abb. 3	Netzwerkvisualisierung der in der Struktur-lege-Technik-Aufgabe zusammen gruppierten Medienangebote	293
Abb. 4	Partielle Korrelationen zwischen normativen Qualitätsdimensionen und der Bewertung journalistischer Gattungen (Befragung)	319

## Tabellenverzeichnis

Tab. 1	Typologie der Wissensinstitutionen	136
Tab. 2	Mediengenres und hinterlegte Wirklichkeit	165
Tab. 3	Darstellungsformen und Art des Bezugs auf die ›reale‹ Welt	175
Tab. 4	Medienangebote für die Struktur-lege-Technik-Aufgabe der Gruppendiskussionen	244
Tab. 5	Zuordnung der Forschungsfragen zu den narrativen Impulsen der Gruppendiskussionen und Items der Befragung	254
Tab. 6	Themeninteressen der Gruppen (Befragung)	259
Tab. 7	Themen der Gruppendiskussionsgespräche	263
Tab. 8	Allgemeine Mediennutzung der Gruppen (Befragung)	273
Tab. 9	Mediennutzungshäufigkeiten der Gruppen (Befragung)	275
Tab. 10	Einschätzung konkreter Medienangebote im Hinblick auf Zugehörigkeit zum Journalismus (Befragung)	292
Tab. 11	Instrumentelle Qualitätserwartungen der Gruppen (Befragung)	304
Tab. 12	Normative Qualitätserwartungen der Gruppen (Befragung)	305
Tab. 13	Diskutierte normative Qualitätsdimensionen von Online-Journalismus (Gruppendiskussionen)	321
Tab. 14	Diskutierte normative Qualitätsdimensionen von Fernsehjournalismus (Gruppendiskussionen)	324
Tab. 15	Bewertung konkreter Journalismusangebote	326





## 1. EINLEITUNG

Im November 2015 startete die Boulevardzeitung *B.Z.* aus dem Hause Axel Springer eine Werbekampagne in Berlin. »Qualitätsjournalismus seit 1887«, hieß es auf dem Plakat. Dort waren zahlreiche Zertifikate von Preisen abgebildet, die der *B.Z.* in den vergangenen Jahren verliehen worden waren, unter anderem mehrere European Newspaper Awards, Lead Awards oder Preise des Deutschen Designer Clubs. Wohlfeil wäre es, die Werbung als bloße Koketterie abzutun. Selbstverständlich spielten die Auftraggeber des Werbeplakates auf das Spannungsverhältnis zwischen Boulevardjournalismus, den die Zeitung zweifellos betreibt, und den Begriff des Qualitätsjournalismus an, der in der Regel eher mit Blättern wie der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* oder der *Süddeutschen Zeitung* assoziiert wird. Offenbar gingen sie davon aus, dass der durchschnittliche U-Bahn-Fahrgast über dieses Genre- und Reputationswissen verfügt, denn nur vor diesem Hintergrund war das Plakat überhaupt verständlich. Darüber hinaus dokumentierte sich in dem Plakat aber auch die Auffassung mehrerer Preisjurs, dass das, was die *B.Z.* produziert, zumindest zum Teil tatsächlich preiswürdig sei. Die Botschaft: Es gibt guten Boulevardjournalismus – auch dies keine Selbstverständlichkeit, angesichts des schlechten Rufes dieses Zeitungsgenres. Und schließlich machte das Plakat darauf aufmerksam, dass Qualität diskursiv ausgehandelt wird. Offenbar war man bei der *B.Z.* der Auffassung, man könne durch die Kampagne die Zuschreibung von Qualität bei potenziellen Lesern<sup>1</sup> zugunsten des eigenen Produktes beeinflussen oder zumindest neugierig machen auf die spezifischen Qualitäten des Blattes.

1 Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden auf ein Gendering verzichtet. Stets sind weibliche und männliche Vertreter der jeweiligen Bezeichnung gemeint.

Das Beispiel zeigt, dass Fragen der journalistischen Qualität nicht so eindeutig und selbstevident sind, wie es auf den ersten Blick erscheint. Es macht aber auch darauf aufmerksam, dass es sich bei der Diskussion um journalistische Qualität um einen vielstimmigen Diskurs handelt, der von verschiedenen Akteuren in diversen gesellschaftlichen Arenen geführt wird, was insbesondere Julia Serong (2015) deutlich herausgearbeitet hat. Keiner Akteursgruppe steht es dabei zu, die Deutungshoheit zu beanspruchen. Dies gilt auch für (Kommunikations-)Wissenschaftler, die sich seit jeher mit der Qualität der Medien im Allgemeinen und der Qualität des Journalismus im Besonderen befasst haben. Wissenschaftliche (Re-)Konstruktionen journalistischer Qualität sind und waren stets Beiträge zum gesamtgesellschaftlichen Qualitätsdiskurs. Sie reproduzieren bestimmte Positionen, die in der Gesellschaft vorhanden sind, modifizieren sie, fügen eigene Positionen hinzu, legitimieren bestimmte Argumente, sprechen anderen die Legitimation ab usw. (vgl. allgemein: KELLER 2013: 37). Die Wissenschaft, so sollte festgehalten werden, ist weder außerhalb der Gesellschaft anzusiedeln, noch schwebt sie über ihr. Sie entsteht an einem bestimmten Standort innerhalb der Gesellschaft. Selbiges gilt auch für die vorliegende Arbeit, wenn auf den folgenden Seiten auf die soziale Konstruktion journalistischer Qualität eingegangen wird.

Deshalb ist es zu Anfang wichtig, über die Rolle der Wissenschaft bei der Konstruktion journalistischer Qualitätsmaßstäbe Rechenschaft abzugeben. Egal, ob (Kommunikations-)Wissenschaftler der Meinung sind, sie könnten Qualität besser definieren oder erkennen als Journalisten oder Mediennutzer, ob sie sich als Sprachrohr von Journalisten oder Mediennutzern verstehen oder Qualität deduktiv aus Theorien oder induktiv aus empirischen Daten ableiten, sie beteiligen sich stets am Qualitätsdiskurs und nehmen dadurch zwangsläufig einen normativen Standpunkt ein. In jedem Fall schwingt bei der Verwissenschaftlichung des Qualitätsdiskurses, der ohnehin tagtäglich in Redaktionskonferenzen von Journalisten, in Tischgesprächen von Mediennutzern, in sozialen Netzwerken und anderswo geführt wird, das mit, was Peter Weingart die »Delegitimierung gesellschaftlicher Werte und Institutionen« (WEINGART 1983) durch Wissenschaft genannt hat. Die Kommunikationswissenschaft maßt sich in gewisser Weise an, es besser zu wissen als die beteiligten Akteure selbst, als Kommunikatoren und Nutzer. Dieser Anmaßung kann sich auch diese Arbeit nicht entziehen, wenngleich die verstärkte Berücksichtigung der

Mediennutzer im empirischen Teil (vgl. Kap. 4) diese Hybris, so die Hoffnung, zumindest ein wenig abmildert.

Die vorliegende Arbeit steht in der Tradition der kommunikationswissenschaftlichen Qualitätsforschung, die 1992 mit dem, im wahrsten Sinne des Wortes, bahnbrechenden Beitrag von Heribert Schatz und Winfried Schulz zur Qualität von Fernsehprogrammen begründet wurde. Seither ist die Qualität von Medien- und journalistischen Angeboten in vielfältiger Weise erforscht worden (siehe dazu insbesondere Fußnote 72). Deshalb mögen Zweifel angebracht sein, ob ein weiterer Beitrag zu diesem Thema überhaupt einen Mehrwert verspricht oder ob die Journalistik und Kommunikationswissenschaft in Bezug auf journalistische Qualität nicht längst, um einen Begriff der Grounded Theory zu entlehnen, theoretisch und empirisch gesättigt ist. Die Annahme lässt sich nicht etwa dadurch von der Hand weisen, dass argumentiert wird, auch Qualitätsauffassungen würden sich wandeln, weshalb Qualitätsforschung immer, auch in Gegenwart und Zukunft, betrieben werden müsse. Vielmehr zwingt das vielbeackerte Feld der journalistischen Qualität durchaus zur wissenschaftlichen Kreativität. Die Herausforderung besteht gewissermaßen darin, Qualität anders zu denken, um neue Facetten aufzuzeigen, die in anderen Ansätzen nicht oder zumindest nicht hinreichend berücksichtigt wurden.

Die vorliegende Arbeit geht in zweierlei Hinsicht neue Wege: Der erste Aspekt betrifft den Theorieansatz, der zweite das empirische Vorgehen. Zusammen, so wird gehofft, sollen neue Erkenntnisse und Einblicke in die Art und Weise geliefert werden, wie journalistische Qualität in Gesellschaft und Alltag sozial konstruiert wird.

Als Theorierahmen dient der vor nunmehr über 50 Jahren von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (2010) entwickelte Sozialkonstruktivismus. Der Ansatz, der häufig auch von seinen Protagonisten als neuere Wissenssoziologie bezeichnet wird, bietet aus Sicht des Verfassers vielfältige Ansatzpunkte, um die soziale Konstruktion journalistischer Qualität wissenschaftlich nachzuzeichnen. Der Begriff der sozialen Konstruktion verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass kulturelle Gegenstände und Prozesse im Alltag wie eine Art zweiter Natur erscheinen, als objektive Gegebenheit, die für selbstverständlich gehalten und nicht hinterfragt wird (vgl. BERGER/LUCKMANN 2010: 55f.). Kulturelle, gesellschaftliche und symbolische Welten werden aber von Menschen gemacht, und zwar in der Regel von vielen verschiedenen Menschen und auch die Art und Weise, wie beispielsweise kulturelle Gegenstände genutzt werden, fließt in den Sinn

ein, den Handelnde in der Gesellschaft mit solchen Objekten und Prozessen verbinden. Dies gilt auch für Journalismus und journalistische Qualität. Journalismus wird sozial konstruiert und auch journalistische Qualität ist eine Frage der sozialen Zuschreibung positiv konnotierter Eigenschaften (>gut<, >schön<, >wertvoll<, >nützlich< etc.). Zu den Anknüpfungspunkten, welche die Theorie bei der Adaption auf den hiesigen Kontext bietet, gehören der sozialkonstruktivistische Wissensbegriff, die Beschreibung von Institutionalisierungsprozessen sowie die Konzepte der kommunikativen Gattung und des Lebensstils.

Wissenschaft liefert nach sozialkonstruktivistischem Verständnis kritische Kontextinformationen, die die soziale Bedingtheit möglicher Qualitätsstandards aufzeigt und damit bewusst macht, dass diese sozial konstruiert und keine >ewigen Wahrheiten< sind. Sie relativiert dadurch den Absolutheitsanspruch alltagsweltlicher Praxis und verweist auf die Multiperspektivität sozialer Phänomene. Je nach Perspektive und gesellschaftlichem Standort kann unter journalistischer Qualität etwas Unterschiedliches verstanden werden. Dies ermöglicht aber überhaupt erst dadurch die Verständigung auf Wertvorstellungen und die Begründung verantwortungsvoller Praxis, dass alternative Verstehensweisen und damit Handlungs- und Entscheidungsspielräume aufgezeigt werden (vgl. SOEFFNER 1989a: 49).

Die Fragestellung dieser Arbeit lautet entsprechend: *Wie wird journalistische Qualität sozial konstruiert?* Dabei ist zu betonen, dass primär die Art und Weise dieser sozialen Konstruktion und ihrer Verankerung im Journalismus als gesellschaftlicher Institution und als Wirklichkeitskonstruktion Thema sein werden und nicht die Werturteile selbst. Es geht also nicht um eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Auffassung von journalistischer Qualität, sondern vor allem darum, die Konstruktionsmechanismen journalistischer Qualität nachzuzeichnen. Dies gilt es zu Anfang auch gegenüber möglichen Vorwürfen zu betonen, die erhobenen Daten des empirischen Teils (2012/2013) seien schon veraltet. Das stimmt selbstverständlich. Junge Erwachsene sind längst nicht mehr so stark auf das soziale Netzwerk Facebook fixiert wie zum Zeitpunkt der Datenerhebung. Die Muster der Beschreibung, Bewertung und Rechtfertigung der eigenen Mediennutzung wandeln sich aber – so eine wichtige Prämisse dieser Arbeit – nicht so rasch wie die konkrete Nutzung selbst. Die Relevanz dieses Vorhabens leitet sich nicht nur aus der Rolle ab, die Journalismus als Wissensinstitution der gegenwärtigen Gesellschaft spielt,

sondern auch aus der Rolle von Qualitätsurteilen in der alltäglichen Orientierung der Journalisten und Mediennutzer. Guter Journalismus dient, so die Annahme, sowohl Journalisten als Zielvorgabe der eigenen Arbeit als auch Mediennutzern als lohnenswertes Zuwendungsobjekt in ihrer alltäglichen Lebenswelt.

Soziale Konstruktion journalistischer Qualität wird im Folgenden thematisiert, indem insbesondere auf wissenschaftliche Theoriekonstruktionen (Kap. 2), die Konstruktionen von journalistischer und Nutzerseite (Kap. 3) und die empirisch vorfindbaren Konstruktionsprozesse bei jungen Erwachsenen (Kap. 4) eingegangen wird. Bevor jedoch kurz auf den Inhalt der drei Oberkapitel hingewiesen wird, seien einige klärende Bemerkungen zum Theoriehintergrund dieser Arbeit vorausgeschickt.

Eine Fokussierung auf die soziale Konstruktion von Wirklichkeit bzw. von journalistischer Qualität könnte, angesichts der Theorieentwicklung im Gefolge Bergers und Luckmanns, als Anachronismus empfunden werden. Neuerdings bevorzugen verschiedene Schüler Thomas Luckmanns den Begriff des kommunikativen Konstruktivismus bzw. sprechen von der kommunikativen Konstruktion der Wirklichkeit (vgl. die Beiträge in KNOBLAUCH 2013). Gerade im Kontext des Journalismus würde es sich anbieten, hier anzuknüpfen und von der kommunikativen Konstruktion journalistischer Qualität zu sprechen. In der Tat spielt auch im empirischen Teil dieser Arbeit (vgl. Kap. 4) die Kommunikation über Journalismus eine wichtige Rolle und auch im wissenssoziologischen Entwurf (vgl. Kap. 3) genießt die zwischenmenschliche normativ-diskursive Reflexion einen hohen Stellenwert. Die Frage ist aber, ob die soziale Konstruktion journalistischer Qualität sich in diesen Formen der kommunikativen Konstruktion erschöpft. Entstehen Werturteile über Journalismus ausschließlich in der Kommunikation über Journalismus oder können sie nicht auch in der handelnden Auseinandersetzung mit journalistischen Produkten selbst entstehen?

Letztlich steht man vor der Entscheidung, den Handlungs- zugunsten des Kommunikationsbegriffes über Bord zu werfen, wie es bspw. Niklas Luhmann (1984) getan hat. Dies wäre dann kein Problem, wenn man die Mediennutzung kurzerhand als Kommunikation ohne Handlung definierte. Oder man nimmt an, dass soziale Interaktion und auch die Produktion und Nutzung von Medienprodukten aus Kommunikation und aus assoziiertem Handeln besteht. Dann aber verbietet es sich, soziale Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit als kommunikativ konstruiert zu bezeichnen. Dieser zweiten

Auffassung wird hier gefolgt, da davon ausgegangen wird, dass kommunikativ ausgehandelte Qualitätsnormen das eine sind, im Mediennutzungshandeln verankerte, individuelle Qualitätswünsche aber das andere. Die individuelle Handlungsebene wird also als so konstitutiv betrachtet, dass deshalb nicht allein von der kommunikativen, sondern gerade auch von der sozialen<sup>2</sup> Konstruktion journalistischer Qualität die Rede ist.<sup>3</sup>

Eine weitere Irritation mag die in dieser Arbeit vorgenommene Verknüpfung von Sozialkonstruktivismus und Wissensgesellschaft auslösen. Wie noch auszuführen sein wird, ist die Zeitdiagnose der Wissensgesellschaft von sozialkonstruktivistischer Seite als rationalistische Fiktion kritisiert worden (vgl. TÄNZLER et al. 2006a). Auch aus postmoderner Sicht und angesichts der aktuellen Rehabilitierung von Emotion, Fantasie und Engagement in der Journalismusforschung (vgl. ZELIZER 2004; DEUZE 2005), mag die Definition des Journalismus als Wissensinstitution anachronistisch und an der herrschenden Ideologie des Berufsstandes orientiert erscheinen. Hier soll jedoch gewissermaßen mit dem Sozialkonstruktivismus gegen den Sozialkonstruktivismus argumentiert werden. Das sozialkonstruktivistische Gegenargument lautet: Wenn die beteiligten Akteure einer Institution einen Sinn zuschreiben, dann ist dieser Sinn handlungswirksam.

Übertragen auf die vorliegende Fragestellung heißt dies, wenn Journalisten und Mediennutzer Journalismus als eine Quelle für Wissen begreifen, das Lebens- und Handlungsmöglichkeiten erweitern kann, dann ist auch diese Zuschreibung handlungswirksam. Journalisten produzieren dann Inhalte mit einem entsprechenden Wissenspotenzial oder haben zumindest diesen Anspruch und Mediennutzer nutzen ebenjene Wissensinhalte oder haben zumindest die Erwartung, dass journalistisch zur Verfügung gestellte Wissenspotenziale auf diese Weise nutzbar sind. Dabei

2 Man könnte argumentieren, dass individuelles Mediennutzungshandeln überhaupt kein *soziales* Handeln ist. Nach der klassischen Definition Max Webers, der zufolge soziales Handeln auf unmittelbarer Wechselseitigkeit des Handelns zweier Akteure unter Anwesenheit beruht (vgl. WEBER 1980 [1922]: 11), behielte man Recht. Allerdings spricht Einiges dafür, auch Mediennutzungshandeln als soziales Handeln zu definieren, da sich sowohl Journalisten als auch Mediennutzer in ihrem Handeln an Medienprodukten orientieren, die ihrerseits mit sozialem Sinn aufgeladen sind. Nur weil Journalisten ihre Botschaften lesbar encodieren und Mediennutzer sie (mitunter auch eigenwillig) decodieren können und nur weil Journalisten durch Feedbackschleifen über Nutzerverhalten erfahren, ist journalistische Kommunikation in Wechselseitigkeit überhaupt möglich (vgl. HALL 2009; MALETZKE 1963).

3 Dies wird in der Einleitung zu Kapitel 3 näher ausgeführt.

lässt sich allerdings nicht im Vorhinein entscheiden, welches Wissen aus Sicht der Mediennutzer von Nutzen ist und auf welche Weise dieses Wissen – etwa für Anschlusskommunikation, für Handlungsentscheidungen oder zur Befriedigung der reinen Neugier – genutzt wird. Dies wird in der Regel im Wechselspiel von Angebot und Nachfrage austariert. Auch sollte die Zeitdiagnose der Wissensgesellschaft und die Beschreibung des Journalismus als Wissensinstitution nicht dahingehend missverstanden werden, als wollte der Verfasser diese, für die involvierten Akteure handlungswirksame Unterstellung legitimieren. Vielmehr wird angenommen, dass diese Unterstellung in westlichen Ländern der Gegenwart faktisch handlungswirksam ist. Ob dies auch in anderen Regionen und Kulturen zu anderen Zeiten der Fall ist oder war, ist eine empirische Frage, die im Rahmen dieser Arbeit nicht geklärt werden kann. Da jede Rekonstruktion journalistischer Qualität zugleich normative Implikationen hat, sei jedoch angemerkt, dass der Verfasser – vermutlich auch aufgrund des eigenen räumlich-zeitlich-sozialen Standortes in der Gesellschaft – mit der aktuellen wissenschaftlichen bzw. wissenschaftlichen Unterstellung keinerlei Probleme hat und sie auch deshalb an den Anfang des Entwurfs in Kapitel 3 gestellt hat.

Nun seien, in der gebotenen Kürze, die drei Oberkapitel dieser Arbeit vorgestellt. Kapitel 2 befasst sich mit journalistik- und kommunikationswissenschaftlichen (Re-)Konstruktionen journalistischer Qualität. Dieses fachgeschichtliche Kapitel dient dreierlei Zwecken. Erstens soll es einen historischen Überblick über den Verlauf und den Stand der Qualitätsforschung liefern. Zweitens soll aufgezeigt werden, dass normative Annahmen und Qualitätsvorstellungen alle wissenschaftlichen Arbeiten zum Journalismus und zu journalistischer Qualität durchziehen. Und drittens dient das Oberkapitel dazu, gewisse Defizite der bisherigen Forschung aufzuzeigen (z. B. mangelnde Berücksichtigung des Publikums, theorielose Fixierung auf das Aufstellen von Normkatalogen).

Kapitel 3 präsentiert einen wissenssoziologischen Entwurf zur sozialen Konstruktion des Journalismus und der journalistischen Qualität. Der Entwurf versteht sich zum einen als Antwort auf die in Kapitel 2 identifizierten Defizite, zu denen auch die mangelhafte theoretische Einbettung von Ansätzen zur journalistischen Qualität gehört. Vor allem mithilfe sozialkonstruktivistischer Konzepte, aber auch unter Rückgriff auf gewisse Elemente der Systemtheorie, der Mediennutzungsforschung und der sprachwissenschaftlichen Semantik wird der Entwurf theoretisch fun-

diert. Zum anderen ist es das Ziel, die Erörterung journalistischer Qualität wieder stärker an das heranzuführen, was Journalisten und Mediennutzer in ihrem Alltag tun.

Gesamtgesellschaftliche und institutionelle Sinnzuschreibungen sind das eine, die Akteure orientieren sich aber selten am großen Ganzen, sondern navigieren ihr Handeln und ihre Kommunikation in ihrer konkreten Lebenswelt. Dies zu berücksichtigen, ist auch ein Ziel des Kapitels.

Kapitel 4 widmet sich der empirischen Überprüfung gewisser Elemente des in Kapitel 3 entfalteten Entwurfs. Dazu wird eine Studie präsentiert, die von Ende 2012 bis Ende 2013 durchgeführt und im Anschluss ausgewertet wurde. Überprüft werden anhand der Studie unter anderem die Annahmen, dass das (Bildungs-)Milieu, aber auch die jeweilige Mediengattung deutliche Auswirkungen auf das Verständnis journalistischer Qualität haben, aber auch, dass sich Qualitätsurteile besser verstehen lassen, wenn man zwischen instrumentellen und normativen Qualitätserwartungen sowie zwischen Qualitätskriterien und Qualitätsprototypen unterscheidet. Über die Absicht hinaus, gewisse Annahmen des wissenssoziologischen Entwurfs empirisch zu untersuchen, soll die Studie auch einen Beitrag zum kumulativen Wissen in der Qualitätsforschung leisten. Deshalb wurde eine Altersgruppe gewählt, deren Mediennutzungsverhalten sich signifikant von jenem älterer Mediennutzer unterscheidet und die in der Qualitätsforschung mithin als »Problemgruppe« (ARNOLD 2009: 471) gilt: die jungen Erwachsenen im Alter von 18 bis 25 Jahren. Die empirische Studie besteht aus der qualitativen Auswertung von Gruppendiskussionen mit acht Gruppen von insgesamt 78 jungen Erwachsenen, die ergänzend dazu auch an einer schriftlichen Befragung teilgenommen haben, welche quantitativ ausgewertet wurde. Die leitende Forschungsfrage lautet dabei: *Wie findet die soziale Konstruktion journalistischer Qualität unter jungen Erwachsenen statt?* Am Ende des Kapitels werden die Ergebnisse zusammengefasst.

Im Fazit und Ausblick werden schließlich die Erkenntnisse der Arbeit synchron interpretiert und im Hinblick sowohl auf den eigenen wissenssoziologischen Entwurf als auch auf die journalistikwissenschaftliche Qualitätsforschung im Allgemeinen reflektiert. Darüber hinaus werden Implikationen für den professionellen Journalismus, für Medienunternehmen und die Medienpolitik angesprochen. Im Ausblick werden zudem Desiderate für die zukünftige Forschung zu journalistischer Qualität formuliert.

## 2. DIE WISSENSCHAFTLICHE KONSTRUKTION JOURNALISTISCHER QUALITÄT – EIN HISTORISCH- SYSTEMATISCHER ÜBERBLICK

Der Schweizer Kommunikationswissenschaftler Ulrich Saxer warnte 1994 in einer Laudatio zu Ehren seines Kollegen Manfred Rühl die Kommunikationswissenschaft davor, »sich in einem neuen publizistikwissenschaftlichen Elfenbeinturm einzunisten« (SAXER 1994: 209) und dadurch gewissermaßen von der Kommunikationspraxis in der Gesellschaft abzukoppeln. Es ist ein Verdienst Niklas Luhmanns, das Bewusstsein in den Sozialwissenschaften dafür geschärft zu haben, dass auch wissenschaftliche Beobachtungen der Gesellschaft nicht als Beobachtungen außerhalb der Gesellschaft, sondern als gesellschaftliche *Selbst*beobachtungen zu betrachten sind (vgl. LUHMANN 1990). Die Wissenschaft ist als Institution selbst Teil der Gesellschaft, der Beobachtungsstandort von Wissenschaftlern ist entsprechend stets innerhalb und nicht außerhalb der Gesellschaft. Sozialkonstruktivistisch gewendet, besteht Sozialwissenschaft aus Konstruktionen zweiter Ordnung (zum Begriff vgl. SCHÜTZ 1971: 51), also aus wissenschaftlichen Rekonstruktionen der Art und Weise, wie Realität im Alltag sozial und kommunikativ konstruiert wird. Wissenschaftler haben dabei insofern eine privilegierte Position, als sie vom Handlungsdruck der Alltagspraxis befreit sind, um Reflexionen über diese Praxis anzustellen und sie unter bestimmten Gesichtspunkten genauer und expliziter zu studieren, als dies im Alltag möglich ist (vgl. BOURDIEU 1998b). Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften befinden sich Sozialwissenschaften allerdings in einer besonderen Lage. Sozialwissenschaftler erforschen Handelnde, Organisationen und Institutionen, die ihrerseits über Bewusstsein oder zumindest Reflexionsvermögen verfügen. Diese Reaktivität hat zur Folge, dass Wissenschaft auf das Feld zurückwirkt, das sie studiert.

Mehr noch: Vielfach wird von der Wissenschaft gefordert, dass sie positive Rückwirkungen auf die Gesellschaft als Ganze habe, worauf ein Stück weit ihre gesellschaftliche Legitimität beruht.

Dies gilt es im folgenden Kapitel zu berücksichtigen, wenn es um journalistik- und kommunikationswissenschaftliche Konzepte journalistischer Qualität geht. Auch die Journalistik und die Kommunikationswissenschaft sind Bestandteil der gesellschaftlichen Realität, die sie beschreiben. Sie rekonstruieren Journalismus und öffentliche Kommunikation allerdings von einer privilegierten Position aus (vgl. RÜHL 1982: 369f.) und ihre Konstruktionen zweiter Ordnung können Rückwirkungen auf die journalistische oder kommunikative Praxis haben (vgl. WEAVER/MCCOMBS 1980). Ein gutes Beispiel für diese Wirkungen ist etwa die Nachrichtenwerttheorie, die entwickelt wurde, um professionelle Prinzipien der Nachrichtenselektion zu rekonstruieren (vgl. GALTUNG/RUGE 1965; SCHULZ 1976). Längst ist die Nachrichtenwerttheorie zur Pflichtlektüre eines jeden kommunikationswissenschaftlichen Studiums geworden und wird auch in Einführungswerken (vgl. BECK 2015: 181) und Praxishandbüchern (vgl. VON LA ROCHE 2013: 85ff.) vermittelt. Die Vermutung liegt nahe, dass die in der Forschung festgestellten Nachrichtenfaktoren von journalistischem und kommunikationswissenschaftlichem Nachwuchs bereits früh angeeignet und in der späteren Praxis in die Tat umgesetzt werden. Auf diese Weise pflanzen sich bestimmte Selektionsformen journalistischer Themen gewissermaßen selbstläufig fort, deskriptive Beschreibungen der journalistischen Praxis werden so zu quasi-präskriptiven Vorgaben für die journalistische Praxis.

Ähnliches lässt sich auch für Bestimmungen der journalistischen Qualität konstatieren, die nicht von Akteuren innerhalb der journalistischen Institution stammen. Dass gesetzliche Rahmenbedingungen und auch die Urteile des Bundesverfassungsgerichts die Definition journalistischer Qualität in der Praxis prägen, ist selbstverständlich (vgl. SCHATZ/SCHULZ 1992). Doch auch wissenschaftliche Konzepte von journalistischer Qualität haben Folgen für die Praxis. Ein gutes Beispiel dafür ist die bundesdeutsche Diskussion der 1970er-Jahre um den sogenannten ›Rotfunk‹, an der sich auch Wissenschaftler der Mainzer Schule (v. a. Elisabeth Noelle-Neumann) mit ihren normativen Positionen maßgeblich beteiligten (vgl. MERTEN 1991). Als Spätfolge dieser Diskussion lässt sich die Liberalisierung des Rundfunksystems unter Bundeskanzler Helmut Kohl deuten, die weitreichende Folgen für die institutionelle Struktur von Medien und Journalismus in der Bundesrepublik Deutschland hatte. Aber auch auf die konkrete Praxis von

Journalisten haben wissenschaftlich hergeleitete Qualitätskriterien eine Auswirkung, insofern sie Eingang finden in die journalistische Ausbildung und in Praxishandbücher, die im beruflichen Alltag von Journalisten als Referenzwerke verwendet werden (vgl. etwa MAST 2012: 77ff.).

Selbstverständlich sollte man die Praxisauswirkungen der (Kommunikations-)Wissenschaft nicht überbewerten (vgl. HOHLFELD 2003). An dieser Stelle gilt es aber zu betonen, dass es m. E. Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Praxis gibt und dass auch vermeintlich ›neutrale‹ Beschreibungen von Werturteilen und Maßstäben in beide Richtungen Wirkungen entfalten können. Die Wissenschaft bezieht sich nicht nur in vielfältiger Weise auf die alltagsweltliche Praxis, auch die alltagsweltliche Praxis weist Bezüge zu wissenschaftlichen (Re-)Konstruktionen von Journalismus und journalistischer Qualität auf. Wissenschaft kann dabei keineswegs, so ist zu konstatieren, die alleinige Deutungshoheit über die Definition journalistischer Qualität beanspruchen. Wissenschaftler wirken vielmehr als ein ›Stakeholder‹ unter vielen an der vielstimmigen, diskursiven Bestimmung von journalistischer Qualität mit (vgl. SERONG 2015).

Dennoch lohnt sich ein Blick auf wissenschaftliche (Re-)Konstruktionen journalistischer Qualität in Vergangenheit und Gegenwart, nicht nur, weil es sich bei dieser Arbeit um einen weiteren solchen Rekonstruktionsversuch handelt, sondern auch, weil sich wissenschaftliche Konzepte als sensible und konzise Gradmesser für die Entwicklung des Qualitätskonstrukts im Journalismus erweisen. Wenn im Folgenden verschiedene journalistik- und kommunikationswissenschaftliche Schulen<sup>4</sup> und Ansätze und deren Konzepte von journalistischer Qualität vorgestellt werden, so geschieht dies vor dem Hintergrund der Annahme, dass es sich durchweg um normative Positionsbestimmungen handelt.<sup>5</sup> Manfred Rühl und Ulrich Saxer

4 Eine andere Möglichkeit wäre gewesen, den Fachdiskurs anhand seiner Paradigmen (vgl. KUHN 1962) oder anhand seiner Basissätze (vgl. POPPER 1959) zu rekonstruieren. Hier wird allerdings in Anlehnung an Imre Lakatos dem Konstruktionscharakter von Wissenschaft und der Bedeutung von wissenschaftlichen Schulen und Programmen Vorrang gewährt (vgl. LAKATOS 1965).

5 Dem möglichen Einwand, diese Auffassung entspreche nicht dem Grundsatz der Werturteilsfreiheit der Wissenschaft, wie ihn Max Weber formuliert hat (WEBER 1973), seien zwei Argumente entgegengehalten. Erstens weist etwa Markus Beiler (2013) darauf hin, dass Weber mit der Werturteilsfreiheit in erster Linie auf den Entdeckungszusammenhang der wissenschaftlichen Arbeit abzielte, nicht aber auf den Interpretations- und Verwertungszusammenhang. Normative Interpretationen bleiben davon also unberührt. Und zweitens können selbstverständlich auch deskriptive Beschreibungen von Journalismus normative Wirkungen entfalten.

behaupteten 1981 in ihrem Aufsatz zum 25. Jubiläum des Deutschen Presserates, dass es eine kommunikationswissenschaftliche »Abstinenz gegenüber Normativität [...] in den beiden abgelaufenen Jahrzehnten« (RÜHL/SAXER 1981: 472) gegeben habe. Dagegen wird in diesem Kapitel zu zeigen sein, dass normative Perspektiven auf Journalismus die Journalistik von Anfang an und zu allen Zeiten durchzogen haben, auch und gerade in den 1960er- und 1970er-Jahren. Dabei wird es auch darum gehen aufzuzeigen, welche Maßstäbe von den verschiedenen kommunikationswissenschaftlichen Schulen an den Journalismus angelegt wurden und wie diese in den jeweiligen Theorien der Schulen verankert waren. Letztlich soll also die Pluralität der wissenschaftlichen Konstruktionen journalistischer Qualität im diachronen Verlauf und synchronen Vergleich aufgezeigt werden, um auch zu veranschaulichen, dass Qualitätsauffassungen einem dynamischen Wandel unterliegen. Darüber hinaus soll insbesondere auch die Rolle des Publikums in den verschiedenen Modellen aufgezeigt werden. Gerade die Konzeption journalistischer Qualität als soziales Konstrukt, als ein Konstrukt also, das auf den sozialen Zuschreibungen verschiedener Anspruchsgruppen (u. a. eben Wissenschaftler) in der Gesellschaft beruht,<sup>6</sup> ist für diesen Zweck besonders geeignet.

Die folgenden Darstellungen beschränken sich auf den Fachdiskurs um journalistische Qualität im deutschsprachigen Raum, vorwiegend in

Das heißt, selbst wenn sich Wissenschaftler um normative Abstinenz bemühen, schließt dies nicht aus, dass aus ihren Theorien oder ihrer Forschung dennoch normative Schlüsse gezogen werden.

- 6 An dieser Stelle sei kurz ein Blick auf Kapitel 3 vorausgeworfen, in dem ein wissenssoziologischer Entwurf journalistischer Qualität entwickelt wird. Wissenssoziologisch meint in diesem Zusammenhang sozialkonstruktivistisch (vgl. BERGER/LUCKMANN 2010). Wenn hier von der sozialen Konstruktion journalistischer Qualität die Rede ist, so befindet sich diese Bestimmung zwischen den beiden Extrempositionen der Systemtheorie Luhmannscher Prägung (vgl. dazu LUHMANN 1984) und der Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas (vgl. dazu HABERMAS 1997a/b). Während Luhmann davon ausgeht, dass Diskurse, auch Qualitätsdiskurse, durch disparate Perspektiven gekennzeichnet sind, weil Akteure aus gesellschaftlichen Teilsystemen stets aus der eigenen (politischen, wirtschaftlichen, journalistischen etc.) Systemlogik heraus beobachten und argumentieren, dringt Habermas auf gesellschaftliche Verständigung, weshalb der Diskurs aus seiner Sicht in einen gruppen- und systemübergreifenden Konsens zu münden hat. Sozialkonstruktivistisch gesehen, gibt es zwar verschiedene Argumentationslogiken, Akteurs- und Interessenkonstellationen, da Akteure jedoch in verschiedenen Institutionen, Milieus und Gruppen eingebunden sind, sind sie aufgefördert, die verschiedenen institutionellen, milieu- und gruppenspezifischen Perspektiven zu einer subjektiven Eigenperspektive zu integrieren. Letztlich ist es eine empirische Frage, wie Einordnungs- und Bewertungswissen in der Gesellschaft entstehen, wie sie verteilt sind und ob es zu einem diesbezüglichen Konsens kommt oder nicht (vgl. KELLER 2013: 75f.).

Deutschland. Dies hat damit zu tun, dass der deutsche Diskurs durch eine hohe Selbstreferenzialität gekennzeichnet ist, was seinerseits zwei Gründe hat. Erstens ist die Diskussion stark durch das Mediensystem der BRD geprägt, die einige Besonderheiten im Verhältnis zu den Mediensystemen anderer Länder aufweist, etwa das Duale Rundfunksystem, die große Rolle des Bundesverfassungsgerichts bei der Ausgestaltung des Mediensystems und die auf verschiedenen Ebenen (regionale und überregionale Qualitäts- und Boulevardzeitungen) stark ausdifferenzierte Presselandschaft. Zweitens ist auch die kommunikationswissenschaftliche Qualitätsdiskussion sehr wesentlich innerhalb der deutschsprachigen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft geführt worden. Hinzu kommen zwei weitere Gründe für eine Beschränkung auf den deutschsprachigen Diskurs: Die empirische Studie beschränkt sich auf eine Datenerhebung in Deutschland, sodass Bezüge zwischen Fachdiskurs und Empirie nur auf nationaler Ebene sinnvoll sind; und die Einbeziehung bspw. des englischsprachigen Diskurses zöge die Frage nach sich, warum nicht auch der französischsprachige, spanischsprachige usw. Diskurs einbezogen wurde. Auf Literatur aus anderen Ländern wird lediglich dort eingegangen, wo es sich um Traditionslinien handelt, die auch in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft eine wichtige Rolle gespielt haben.

## 2.1 Zeitungswissenschaftliche Vorläufer

Die Fachgeschichte der Kommunikationswissenschaft in Deutschland lässt sich heuristisch in drei Phasen einteilen: 1. Eine vorwissenschaftliche Phase bis etwa zur Zeit des Ersten Weltkrieges, in der kommunikationswissenschaftliche Themen weitestgehend theoriefrei behandelt wurden (vgl. BOHRMANN 1986: 95ff.; zu Qualitätsvorstellungen in dieser Phase vgl. WILKE 2003: 35ff.), 2. eine zeitungskundliche und -wissenschaftliche Phase bis Anfang der 1960er-Jahre, in der sich die neue Fachdisziplin maßgeblich herausbildete, von anderen Wissenschaften abgrenzte und – vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg – konsolidierte (vgl. HACHMEISTER 1987: 22ff.)<sup>7</sup> und 3. eine sozialwissenschaftliche Phase ab Anfang der 1960er-Jahre

7 Das Ringen um das Selbstverständnis des Faches ließe sich exemplarisch auch an den Diskussionen illustrieren, die es in verschiedenen Entwicklungsphasen um den Namen der

bis einschließlich heute, in der sich das Fach der empirischen Kommunikationsforschung und anspruchsvolleren Theorien im Kanon der Sozialwissenschaften zuwandte und stark expandierte (vgl. LÖBLICH 2010: 94ff.). Während die vorwissenschaftliche sogenannte ›Praktikerliteratur‹ bereits insofern auf Kriterien für guten Journalismus rekurrierte, als deskriptive Beschreibungen von Journalismus immer auch präskriptive Elemente im Sinne einer »guten Praxis« enthielten (vgl. BIRKNER 2012: 326ff.), erreichte die fachwissenschaftliche Reflexion erst mit Vertretern der vorsozialwissenschaftlichen Zeitungswissenschaft, darunter Emil Dovifat, Otto Groth und Walter Hagemann, ein systematisch-wissenschaftliches Niveau. Deshalb setzt die Besprechung des Forschungsstandes bei diesen Vertretern der Zeitungswissenschaft ein und verzichtet auf eine weitergehende historische Rekonstruktion dessen, was in den Jahrhunderten davor von Laien und Praktikern unter »gutem Journalismus« verstanden wurde (vgl. dazu ARNOLD 2009: 24ff.; WILKE 2003: 35ff.; ROTHENBERGER/AUER 2013: 28ff.<sup>8</sup>).

Im Folgenden soll exemplarisch anhand der drei genannten Vertreter aufgezeigt werden, welche Rolle journalistische Qualität in der vorsozialwissenschaftlichen Zeitungswissenschaft gespielt hat. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass ›journalistische Qualität‹ als expliziter Fachbegriff, wie er in den letzten Jahrzehnten kommunikationswissenschaftlich diskutiert worden ist, nur selten in den Schriften der Klassiker der Zeitungswissenschaft zu finden ist. Das lässt sich exemplarisch anhand einer Synopse von Emil Dovifats *Einführung in die Zeitungslehre* verdeutlichen, die zwischen 1931 und 1976 in sieben Auflagen erschien. Vergleicht man die Erstausgabe von 1931, die Nachkriegsausgabe von 1955 und die von Jürgen Wilke vollständig überarbeitete Ausgabe von 1976 miteinander, so fällt auf, dass der Qualitätsbegriff in der Erstausgabe so gut wie keine Rolle spielt. 1955 taucht er zwar spärlich, aber immerhin erstmals in Formulie-

Fachgesellschaft gegeben hat, die 1956 als ›Deutsche Gesellschaft für Publizistik und Zeitungswissenschaft‹ gegründet und 1972 in ›Deutsche Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft‹ (DG PuK) umbenannt wurde. 2011 scheiterte der Versuch auf der DG PuK-Jahreskonferenz in Ilmenau, die Fachgesellschaft erneut in ›Deutsche Gesellschaft für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung‹ umzubenennen.

- 8 Interessant an Liane Rothenbergers und Claudia Auers Aufsatz ist, dass sie auch ›Normativität‹ im Nationalsozialismus und in der DDR besprechen, was darauf aufmerksam macht, dass wissenschaftliche Leitnormen und die Bewertung von Journalismus letztlich auch vom politischen Kontext abhängig sind (vgl. ROTHENBERGER/AUER 2013: 30-32, 34-35). So verwundert es nicht, dass neuere Ansätze zur journalistischen Qualität vielfältige Bezüge zur aktuellen, freiheitlich-demokratischen Grundordnung aufweisen.

rungen wie »von Qualität und geistiger Haltung«, »Qualitätszeitungen« und »künstlerischer Qualität« auf (DOVIFAT 1955a: 133; DOVIFAT 1955b: 72, 118). Erst als Jürgen Wilke 1976 Dovifats Zeitungslehre posthum unter sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten komplett überarbeitet und v. a. um relevante empirische Erkenntnisse ergänzt, kommt der Qualitätsbegriff in Dovifats Zeitungslehre als Fachbegriff stärker zur Geltung. So ist im ersten Band der Zeitungslehre von 1976 allein fünfmal die Rede von »publizistischer Qualität« (DOVIFAT 1976a: 20, 88, 159, 176, 226) und sechsmal von »Qualitätszeitungen« (DOVIFAT 1976a: 31, 152, 175, 205, 236, 239). Das Beispiel zeigt, dass der Qualitätsbegriff erst in der sozialwissenschaftlichen Phase der Kommunikationswissenschaft aus dem Schatten der impliziten Werturteile hervortritt und sich zu einem vollwertigen kommunikationswissenschaftlichen Fachbegriff entwickelt.<sup>9</sup>

Bei allen Unterschieden im Detail zwischen den Auffassungen von Dovifat, Groth und Hagemann ist der Umgang dieser Zeitungswissenschaftler mit Journalismus und journalistischer Qualität durch vier Gemeinsamkeiten gekennzeichnet, die es im Folgenden exemplarisch darzustellen gilt:

1. Die Zeitung bzw. der Journalismus werden als Bündel deskriptiver und präskriptiver Wesensmerkmale beschrieben;
2. begabte Einzeljournalisten gelten als Garanten für journalistische Qualität;
3. Publikumsorientierung gilt häufig als Risiko für journalistische Qualität;
4. der (Zeitungs-)Wissenschaftler hat Praktikern vorzuschreiben, was guter Journalismus ist.

Zunächst muss geklärt werden, welches Verständnis von Journalismus die Zeitungswissenschaftler hatten, wobei ›Journalismus‹ und ›Zeitung‹ zumindest in den Vorkriegsjahren als Begriffe weitgehend synonym verwendet wurden (vgl. WAGNER 1987: 112).

9 Zugleich mahnt diese Erkenntnis dazu, den Forschungsstand nicht vorschnell auf Vorkommnisse des Fachterminus ›journalistische Qualität‹ zu beschränken, da Qualität eine Eigenschaft ist, die massenmedialen Inhalten *zugeschrieben* wird und derlei Zuschreibungen (Was ist guter Journalismus?) weit über den engen Fokus der Qualitätsforschung hinaus stattfinden. Jede normative Bezugnahme auf den Journalismus impliziert schließlich eine Vorstellung davon, was Journalisten besser tun sollten, also eine implizite Vorstellung davon, wie guter Journalismus aussieht.